

tümern bewohnt. Die Belegungsdichte der Häuser hielt sich mit durchschnittlich 5 Personen pro Familie (1861) in Grenzen, vor allem in den Vorderhäusern. Im ganzen kommt die Autorin zu dem Schluß, daß in einer Stadt wie Trier die quantitative Versorgung der Menschen mit Wohnungen um die Jahrhundertmitte besser gewesen sei als in Großstädten, daß aber die Qualität der Häuser vielfach zu wünschen übrig gelassen habe. Armut gab es auch in Städten wie Trier. Mehr als die Hälfte der erfaßten Haushalte verfügte in den 1860er Jahren nicht über die errechneten notwendigen 210 Taler für eine fünfköpfige Familie.

Die Autorin hat eine solide wissenschaftliche Forschungsleistung erbracht. Hervorhebenswert ist auch, daß sie immer wieder ihren Blick auf andere Städte richtet, so daß die Konturen einer Stadt wie Trier deutlicher zum Vorschein kommen. So liefert sie Material für die nur mühsam zu erarbeitende Rekonstruktion der Wohnverhältnisse im Deutschland des frühen und mittleren 19. Jahrhundert.

*Adelheid von Saldern, Hannover*

Luise Gunga, Zimmer frei: Berliner Pensionswirtinnen im Kaiserreich, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 177 S., brosch., 48 DM.

Auf seine Bonner Studentenzeit zurückblickend erinnerte sich der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke im Jahre 1891 an seine Pensionswirtin, eine »freundliche Witwe, welche mit mütterlichem Sinn, unterstützt von zwei anmutigen Töchtern [...] sich der ihr anvertrauten Studenten annahm«. Wie Wilhelm Lübke haben Generationen von Studenten während ihres Studiums als Untermieter in Zimmern gelebt, die ihnen von »möblierten Wirtinnen« vermietet wurden. Mit dem explosionsartigen Wachstum der Städte und der enormen Zunahme der Mobilität wurde das Wohnen zur Untermiete zu einer charakteristischen Lebensform von mobilen jungen Leuten, die zur Arbeit oder zur Ausbildung in die Städte kamen. Dementsprechend wuchs die Nachfrage nach möblierten Zimmern, noch zusätzlich angeheizt durch den Städtetourismus und die große Zahl derjenigen, die der Geschäfte wegen kürzer oder länger in der Stadt weilten, wozu unter anderem speziell in Berlin die Abgeordneten des Preußischen Landtages und des Reichstages gehörten. Das Zimmervermieten war eine Frauenangelegenheit: Es bot vornehmlich Witwen, alleinstehenden und unversorgten Frauen die Möglichkeit eines gesellschaftlich anerkannten Lebensunterhaltes oder Zusatzeinkommens. Eindringlich schildert die Autorin den materiellen Absturz der Witwen höherer Beamter oder Militärs, denen ihr Mann bei seinem Tod außer einem guten Namen nur eine unzureichende Witwenversorgung hinterlassen hatte. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, entschlossen sich Frauen aus den »besseren Kreisen«, mit Zimmervermieten Geld zu verdienen, das heißt Pensionswirtin zu werden, und von ihnen handelt das vorliegende Buch. Als Pensionswirtin galt diejenige Frau, die mindestens vier Zimmer zur Vermietung und volle Verköstigung anbot. Weil eine Pension keinen besonderen gewerberechtlichen Bestimmungen unterlag, die Nachfrage nach möblierten Zimmern boomte und nur wenig Gründungskapital – vor allem in Gestalt von Möbeln – benötigt wurde, bot sich das Zimmervermieten als ein Nischenberuf an, den bürgerliche Frauen im kaiserlichen Deutschland ausüben konnten, ohne ins gesellschaftliche Abseits gestellt zu werden.

Im Jahre 1905 berichtete die Zeitschrift der Frauenbewegung, die »Frauen-Rundschau«, von der besonderen Bedeutung, die das Zimmervermieten für die Existenz von Tausenden von Frauen in der Großstadt erlangt habe. Diese Aussage dient der Autorin als Ausgangspunkt, um am Beispiel Berlins die »tatsächliche wirtschaftliche und

gesellschaftliche Situation und Bedeutung« der Pensionswirtinnen darzustellen. Sie konzentriert sich auf harte Fakten: die Expansion des Pensionswesens, rechtliche Rahmenbedingungen, Motive der Berufswahl, das betriebliche Innenleben, das Bemühen um die zunehmende Professionalisierung der Pensionsführung, die organisierte Interessenvertretung durch den 1901 gegründeten »Pensionsbesitzerinnen-Verband«. Zum anderen aber versucht sie, die gesellschaftliche Situation der Pensionswirtinnen anhand der Dichotomie vom mütterlichen, Sympathie heischenden Selbstbild der Wirtinnen und einem Fremdbild zu bestimmen, das die negativen, traditionell Gastwirten zugeschriebenen Eigenschaften auch auf die Pensionswirtinnen übertrug. Im Gegensatz zu dem Bild, das z. B. Wilhelm Lübke von seiner Pensionswirtin bewahrte, steht die These der Autorin vom unauflösbaren Widerspruch zwischen dem Selbstbild der Wirtin als »Mutter« und der Pension als Familienersatz und negativen Fremdwahrnehmungen, die unter anderem von Vorwürfen des Geizes, der ungerechtfertigten Bereicherung, der Ausbeutung bestimmt gewesen seien. Die Wirtinnen standen offensichtlich vor einem unlösbaren Dilemma: Sie pflegten die Fiktion von einer familienähnlichen Wohngemeinschaft, mußten aber andererseits ihre Pension nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten führen und mit spitzem Bleistift Dienstleistungen zusätzlich in Rechnung stellen, welche die jungen Herren von ihren wahren Müttern umsonst erhielten. Zusätzlich mag zu dem negativen Bild auch eine grundsätzliche abwertende Einstellung der jungen Akademiker aus gutem Hause gegenüber erwerbstätigen Frauen hinzugekommen sein. Die Pensionswirtinnen hatten noch mit einem weiteren negativen Vorurteil zu kämpfen. Pensionen standen in den zahlreichen großstadtfeindlichen Publikationen prinzipiell im Verdacht, Orte der Gefährdung von Moral und Sitte zu sein, und dementsprechend mußten sich die Pensionswirtinnen gegen den Verdacht wehren, Frauen mit moralisch anfechtbarem Lebenswandel, wenn nicht gar Prostituierte oder Kupplerinnen zu sein.

An den Abschnitten zur Selbst- und Fremdwahrnehmung der Wirtinnen zeigen sich exemplarisch die Stärken und Schwächen der Untersuchung. Die Autorin geht im wesentlichen deskriptiv vor, reiht zur Illustration viele Zitate aneinander, bleibt aber ihrem Material verhaftet, nimmt keine eigentliche Analyse vor und ordnet ihre Befunde nur sporadisch in allgemeine Zusammenhänge oder wissenschaftliche Diskurse ein. Manche Passagen, zum Beispiel die zu den Pensionsgästen, kommen über Allgemeinheiten nicht hinaus. Generalisierende Feststellungen, gerade zu den mentalitätsgeschichtlichen Abschnitten, finden in dem disparaten, häufig ideologiebehafteten und aus wechselnden zeitlichen Kontexten stammenden Quellenmaterial nicht unbedingt eine überzeugende Stütze. Hier macht sich das Fehlen einer systematischen ordnenden Perspektive bemerkbar. Fehlende methodische Reflexion zeigt sich auch an dem »handgestrickten« Umgang mit dem lückenhaften und widersprüchlichen statistischen Material. Zu Beginn vertritt die Autorin die These, Filme, Romane oder Autobiographien würden ein stereotypes karikaturhaftes Bild der Berliner Zimmerwirtinnen verewigen, doch hätte die systematische Auswertung eines umfassenden Bestandes literarischer Zeugnisse – Stichwort »Pension in der Literatur« – es ermöglicht, ein differenzierteres, facettenreicheres Bild eines Frauentypus' und einer Institution zu zeichnen, die einen festen Platz in einer entscheidenden Lebensphase und im Gedächtnis mehrerer Generationen deutscher Bildungsbürger eingenommen haben. Wenn auch die von der Autorin in den Blick genommenen Ziele, die reale wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Pensionswirtinnen und das Leben in der Pension als eine spezielle, prägende Wohnform darzustellen, nur in Grenzen erreicht wurden, bleibt es ihr Verdienst, an einen vergessenen Frauenberuf erinnert und neue Einsichten in die Berliner Stadtgeschichte, die Frauengeschichte und die Geschichte des Beherbergungswesens erbracht zu haben. *Gerhard Brunn, Siegen*